Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 14. 3. 1937 | Nr. 11

Auf der Weichselbrücke bei Fordon.

Gespräch mit meinem Neffen Fritz.

Auf der Weichselbrücke, die von Fordon nach Ostrometzko führt, treffe ich am Dienstag der vergangenen Woche meinen Neffen Fritz, der mit seiner Klasse in einem großen Autobus von Bromberg nach Fordon gefahren ist, um dort den von Eisschollen verbarrikadierten Stromlauf und das daneben kilometerweit über die Wiesen quellende und quirlende Hochwasser zu bestaunen. Es muß dabei erwähnt werden, daß mich mit meinem Neffen Fritz eine besondere Freundschaft verbindet, wie sie nicht immer zwischen Blutsverwandten verschiedener Lebensalter zu bestehen pflegt. Einmal gründet sich diese Freundschaft auf die bei dem Onkel oft erfolgreich gelöste Frage der Bedarfsdeckung für des Neffen unvermeidliche Briefmarkensammlung. Dann aber gibt es auch seit einiger Zeit eine weniger materielle, sondern mehr geistige Verbindung, die sich in der gemeinsamen Vorbereitung von Fritzens Hausaufsätzen sichtbarlich auszudrücken pflegt. Früher hatte der Vater dabei etwas nachgeholfen, was selbstverständlich von dem gestrengen Zensor bald erkannt und mit roter Tinte gerügt wurde. Daß Fritz einen Vater hat, ist allgemein bekannt, und diesem Vater muß man schon die Versicherung glauben, er werde hinfort nicht mehr in das ureigene Tätigkeitsgebiet seines Sprößlings eingreifen. Wer wollte aber von einem noch so eifrigen Lehrer verlangen, daß er sich in der weiteren Verwandtschaft seiner Schüler auskennt? Fritz bedachte dies wohl, zog daraus seine Folgerungen und ernannte von Stund' an mich, den tier- und kinderlieben Onkel zu seinem ersten Ratgeber.

Als ich nun meinem Neffen auf der Weichselbrücke begegne und in die treuen blauen Augen sehe, merke ich sogleich, daß diese eine recht bedrückte Seele verraten. Offensichtlich ist dem jungen Mann so zumute, als sollte er gerade eine Klassenarbeit mit zweifelhafter Note zurückbekommen oder gar der feierlichen Überreichung der Jahreszensuren entgegensehen. Wir alle kennen diesen Zustand mit dem eigenartigen Druck in der Magengegend von der Schulbank her nur zu gut.

„Nun, mein Lieber", rede ich ihn verständnisvoll an, „das ist recht, daß dich dieses Schauspiel so ergreift, diese in einer großen Eisbarriere zusammengeballte Gefahr für vielhundert Gehöfte, Menschen, Vieh und Äcker. Oder hast du gar schon das alte Fährhaus am Ende der Brücke gesehen, das gerade noch halb aus dem Wasser herausragt, so daß man sich bücken muß, wenn man mit dem Kahn durch die Haustür hineinfahren will?"

Nein, bis zum Ende der Brücke war die junge Schar noch nicht gewandert, und auch das alte Fährhaus hatte sie noch nicht in Augenschein genommen. „Es ist ganz etwas anderes, woran ich denke. Vielleicht ist es sehr böse, aber von dem Augenblick an, als dieser Schulausflug bekanntgegeben wurde, sinne ich nur darüber nach, welches Aufsatzthema wir wohl morgen bekommen werden. Weißt du, Onkel, das ist immer so, wenn wir einmal mit der Klasse ausbrechen, dann müssen wir es hinterher doppelt bezahlen!" —

Guter Junge, denke ich bei mir selber, du hast frühzeitig den Ernst und Witz des Lebens begriffen. Das ist wirklich immer so, nicht nur in der Schule, sondern auch im späteren Leben. Wer sich aus dem normalen Trott des Tages entfernt, wer Freude erleben und neue Werte entdecken will, der muß dafür vorher oder hinterher tüchtig bezahlen. Es wird uns nichts geschenkt. Selbst der Säugling muß brüllen, wenn er sich den Genuß der ersehnten Nahrung verschaffen will. Und laut setze ich meine Betrachtung fort:

„Weißt du, Fritz, du bist gerade in der richtigen Stimmung, um deinem Aufsatz den besten Inhalt zu geben. Du brauchst diesmal gar keine Hilfe. Du hast, vielleicht ohne es zu wissen, schon das gesagt, was man vor allem über das Thema „Hochwasser" wissen muß. Auf diesen Gedanken, daß man alles teuer erkaufen muß, was man über das Gewöhnliche hinaus erwerben und genießen will, auf diesen Gedanken kommt es in erster Linie an. Ihn morgen in das blaue Heft zu schreiben wird dir nicht schwer fallen." —

Langsam gingen wir durch die große Menschenmenge auf der kilometerlangen Brücke neben den Eisenbahngeleisen weiter, dem anderen Ufer entgegen. Fritz hatte mich nicht gleich verstanden. „Aber wir wissen ja nicht einmal das Thema, und wenn wir einen Klassenaufsatz darüber schreiben, dann können wir beide es überhaupt nicht besprechen", stellte er mißmutig fest.

„Nein, das Thema kennen wir noch nicht. Aber es wird schon so oder ähnlich lauten: „Auf der Weichselbrücke bei Fordon", vielleicht auch „Meine Gedanken beim Weichselhochwasser im März 1937." Immer kommt es darauf an, was du dir bei einer Sache, was du dir bei diesem großartigen Naturschauspiel denkst."

„Das kann ja ein langer Aufsatz werden!" — stammelt Fritz, und starrt auf das Eismeer zu seinen Füßen.

„Sehr richtig, denn du kannst dir sehr viel dabei denken", stimme ich zu und brauche nicht erst meine Gedanken zu sammeln, so sehr stürmten sie in bunter Fülle auf mich ein. „Da darfst du dich zuerst darauf besinnen, daß du hier auf einem prähistorisch und historisch besonders denkwürdigen Boden deiner Heimat stehst. Hier bei Fordon erzwang die Weichsel vor Jahrtausenden den Durchbruch nach Norden, verließ sie ihr gewohntes Bett im Thorn-Eberswalder Urstromtal, um ein neues zu graben, das ihre Fluten an den Höhen von Culm, an den Teufelsbergen, am Graudenzer Klimek, an den Hügeln von Neuenburg und Mewe vorbei durch die „Hölle" (Pieckel) in das Danziger Delta führte. Damals wird der Weichselstrom an dieser Stelle noch größere Eisblöcke, noch gewaltigere Wassermassen zusammengedrängt haben, um alle Widerstände niederzuzwingen, die sich ihrem revolutionären Lauf entgegenstellten." —

Vor uns recken die Baumriesen der Alten Kämpe ihre winterlich kahlen Äste beschwörend gen Himmel. Die kleineren Weiden im Vordergrund stehen bis zur Krone im Wasser.

Du kannst auch — fuhr ich fort — in deinem Aufsatz den gigantischen Urwald-Sumpf beschreiben, den es hier ungezählte Jahrtausende hindurch gegeben hat, über den noch keine Brücke führte, der dem Zug der Germanen keinen Halt setzte, der aber nach der Völkerwanderung zur Völkerscheide zwischen Slawen und Pruzzen wurde. Wild wie im Stromrevier des ungebändigten Amazonas mag es damals hier zugegangen sein; ja noch wilder, denn in den Tropen Südamerikas bleiben die Eisschollen aus, die hier in das Dickicht einbrachen, Äste und Stämme zerknickend, als wären es Streichhölzer." —

Wir kehren um. Vom anderen Ufer grüßen die Kirch- und Fabriktürme von Fordon herüber, dazwischen das Frauengefängnis, das einmal höheren Zwecken diente.

„Dort drüben, Fritz, liegt die Schwedenschanze, auf der sich einst die mächtige Burg Wyszogrod erhob, die im Jahre 1329, ein Jahrhundert vor der Gründung der Stadt Fordon, vom Deutschen Orden bis auf den Grund zerstört wurde. Aber das brauchst du in deinem Aufsatz kaum zu berühren, denn mit dem Weichselwasser hat der Fall von Wyszogrod kaum etwas zu tun. Es genügt zu bedenken, daß es viele Kräfte gibt, die Katastrophen auslösen und stolzes Menschenwerk auslöschen können. Hier ist es der Strom, die ungebändigte Natur, dort war es der Krieg mit seinen Feuerbränden. Auch von „hohen Burgen" bleibt oft kaum eine Spur, kaum ein Erinnern."

Merkwürdig, überaus merkwürdig ist der Blick von der weitspannenden Eisenbahnbrücke hinunter zur Weichsel, die von den Römern „Vistula" genannt wurde und bei den Polen „Wisła" heißt.

Ist es nicht eigenartig, Fritz, daß der schnell dahinfließende Strom feststeht wie eine breite Mauer mit Zacken und Quadern, während drüben über die festen Ufer die Wellen jagen und losgelöste Schollen vor sich her treiben? Mehr als 20 Kilometer weichselabwärts hast du das gleiche Bild. Du brauchst es heute noch nicht zu begreifen, aber du kannst schon etwas von diesem Gleichnis ahnen: d a s ist die Katastrophe, d a s ist wirklich die größte Revolution, wenn der Strom, der seit Menschengedenken, ja noch darüber hinaus, in seinem gewohnten Bett dahinbraust von elementarer Gewalt zum Stillstand gebracht wird, und wenn dafür die festen Ufer, von den Wogen überbrandet, zu wandern scheinen. Aber wir wissen — und auch dies hat seinen beispielgebenden Sinn — daß es wahrscheinlich den Eisbrechern möglich sein wird, gewiß aber den Winden und der tauenden Sonne, den Film wieder zurückzudrehen. Noch vor Ostern werden Strom und Bäche wieder vom Eise befreit sein; dann fließen auch die Wasser von den breiten Ufern in die gesetzmäßige Fahrstraße ab, hinter sich lassend, was sie zerstört und — was sie befruchtet haben." —

Mein Neffe Fritz ist wohl auch dieser Überlegung gefolgt. Er ist ein heller Junge, und überhaupt pflegen junge Menschen weit mehr zu verstehen als man ihnen zutraut. „Nun weiß ich", meint er bedächtig, „was du vorhin sagen wolltest. Was die Weichsel befruchtet, das muß mit dem bezahlt werden, was sie zerstört." —

„So ist es, ganz genau so, junger Freund, und dies ist die wichtigste Lehre der Weichsel und ihres Hochwassers. Das Leben in der Niederung ist furchtbarer als das Leben auf der Höhe, aber es ist auch weit schwieriger in Nutzung zu nehmen und zu behaupten. Achtung und Lohn gebührt jedem Ackersmann, der im Schweiß seines Angesichts die Erde bestellt, mag es nun karger oder fetter Boden sein. Um ihn für Saat und Ernte, um ihn dem höheren Menschen, der nicht nur Jäger, sondern auch Siedler sein wollte, dienstbar zu machen, mußte zunächst — hier wie dort — der Urwald gerodet werden, der beide bedeckte: die Höhe und auch die Niederung. Aber im Weichseltal geschah die Rodung im Sumpf. Zum Aushauen kam das Entwässern dazu und der ewig neue Kampf mit dem ewig sich erneuernden, aber auch immer neu zerstörenden gewaltigen Strom. Wir können stolz darauf sein, daß es deutsche Bauern waren, die diesen Kampf aufnahmen, daß es seit Jahrhunderten deutsche Bauern sind, die ihn fortführen. Dafür sind ihre Wiesen ertragreicher, ihre Äcker doppelt gesegnet. Schon Jahrhunderte bevor die große Regulierung der unteren Weichsel in den Jahren 1879 bis 1895 durchgeführt werden konnte, wurden unter der Herrschaft des Deutschen Ordens schützende Deiche gebaut, gab es noch unter den polnischen Königen ein Recht der Deichverbände, das bis auf unsere Tage in Geltung geblieben ist.

Der deutsche Niederungsbauer ist von hartem Schlag und führt kein Schlaraffenleben. Er muß das Unkraut bekämpfen, das auf dem guten Acker genau so üppig wächst wie Weizen und Kohl. Er muß die Wiesen in Kultur halten, die immer wieder vom Weichselhochwasser mit Schlick und Sand verdorben werden. Und wenn er seinen Stall baut, dann darf er die obere Tenne nicht vergessen, auf der Vieh und Mensch, in der Zeit der Wassersnot Zuflucht finden können."

„So wie in Langenau, Otterane, Scharnese, Christfelde, Topolno und anderswo auch. Aber dann sind sie auch

---

Sei zufrieden, wenn man dich nicht zu frühe sieht!
Wer langsam wächst, der wird immerfort wachsen.

Georg Stammler.

Spiel in Flandern.

Eine Novelle aus dem großen Kriege.

Von Hans Willi Linker.

S c h l u ß.

„Und doch, Feldwebel Bob, wir müssen Ihnen sehr dankbar sein", sagt Gretje, „weil Sie und Ihre Freunde uns viel Freude gegeben haben. Ihre schönen Lieder, Ihre gute Kameradschaft — — — Sie sind Soldaten. Nun ja. Aber Sie sind auch Menschen und fühlen mit uns. Wir haben es ja schon oft gesagt, daß es für uns alle sehr schwer ist. Vielleicht wird es einmal leichter. In diesen Wochen ist es uns schon nicht mehr so schwer gewesen."

Bob kann nicht darauf antworten, nur das eine:

„Wenn ich Ihnen Freude bereiten durfte, dann konnte ich es nur, weil Sie alle um mich und mein Wohlergehen so sehr besorgt waren. Ich muß Ihnen den Dank zurückgeben. Wir sind uns gegenseitig dankbar. So muß es im Leben eigentlich immer sein. Aber immer? Das geht wohl nicht so leicht."

Er freut sich, daß Gretje warme Worte für die kurze Zeit ihrer Gemeinschaft findet. Er freut sich, daß keiner ein Wort von dem spricht, was sich zwischen der jungen Maantje und ihm geknüpft hat. Es ist eine geruhige, beruhigende Natürlichkeit, daß sie beieinander sein können, sich zunicken und ihre Hände halten.

Das war nun der letzte Abend, denkt Bob. Die Kameraden sind schon in der anderen Stadt, in Gent. Morgen abend stoße ich zu ihnen. Mir bleibt nur noch der Morgen, der letzte Morgen. Wie wird das sein, wenn ich fort bin? Wie wird das in mir sein? Ist es schwer zu tragen? Oder leicht? Nein, es wird nicht leicht sein. Es gibt in unserem Leben nichts Leichtes mehr. Alles will sein volles Maß. Wie es aber auch sei — ich will dankbar und gut sein. Ich habe ein schönes Geschenk empfangen. Und konnte auch schenken. Jetzt kommt wieder das andere Leben. Das will einen großen Raum. Aber ich werde schon einen stillen Platz finden. Für den kleinen Altar Maantje.

Bob glaubte, noch einen langen Morgen für sich und seine Maantje zu haben, aber schon früh sind die Quartiermacher des ablösenden Regiments da. Wenn auch die Kameradschaft alle Arbeiten der Übergabe leicht macht, so ist es doch bald Mittag, und es bleiben den beiden jungen Menschen nur noch zwei kurze, allzu kurze Stunden, um sich im Abschied nochmal das alles zu sagen, was sie sich in den umhegten Tagen mit jedem Blick, mit jeder kleinen Liebkosung gesagt haben.

Der Garten gehört ihnen und sie gehen alle Wege noch einmal ab, streicheln den jungen Stamm der zarten Rotbuche ganz hinten an der Mauer, sitzen auf der Bank unter dem Holunderstrauch und gehen über den Rasen, darauf damals die Wäsche lag. Wohl spielt der Ernst auf der Harfe sein Lied, aber sie sind jung, voll grüner Hoffnungen. Es blinkt keine Träne in dem schönen Auge des Mädchens und der Mund des jungen Soldaten trägt keinen Schmerz. Sie wissen voneinander, daß es gilt, diese Stunde der Trennung wie alle Stunden schön und froh zu machen, damit sie stark bleibe im Erinnern.

Maantje streicht ihm immer wieder über den Ärmel und Bob läßt den Zopf nicht aus der Hand. Er küßt ihn leise und lächelnd. Maantje schaut ihm zu, wie er das Haar an die Wange legt und die Augen schließt, als wolle er den seidigen Hauch so stark in sich aufnehmen, daß er nie schwinden kann und immer Hauch bleibe von den blonden Zöpfen eines flämischen Mädchens.

Als Maantje und Bob dann oben im Fenster des Zimmer stehen, legt das Mädchen zum allerletzten Mal den Arm um den Hals Bobs — sieht ihm schweigend ins Auge — küßt ihn mit zarten kühlen Lippen — und geht dann rückwärts durchs Zimmer — immer Auge in Auge mit dem geliebten Menschen — öffnet die Tür — bleibt noch eine Weile stehen — lächelt — ja, Maantje, die junge starke, lächelt noch einmal — nickt — und schließt die Tür, bis zur letzten Sekunde die Augen fest von den seinen gehalten.

Schwer löst sich Bob von dem Anblick der geschlossenen Tür, in der er Maantje noch immer sieht. Da alles vorüber ist, fällt es wie eine große Last auf ihn und er möchte aufschreien im Leid des Opfernmüssens — er bleibt stark, stark wie Maantje, die ihm bis zum letzten Augenblick das lächelnde Auge gab.

Was jetzt ist, nein, das weiß er nicht. Es gehört ihm nicht zu, in die Stunde hineinzuschauen, die das junge Menschenkind mit sich und seinem Schicksal zu durchleben hat. Wie er sein Herz in die Faust nehmen muß, um freundlich und dankend vom Großvater, von der Mutter, von Gretje und Piet Abschied nehmen zu können, so öffnet sich das Herz des jungen Mädchens vielleicht einem Gott, der es zuläßt, daß es dieses Leben da vorn in den Gräben gibt und das nun der andere wieder allein tragen muß.

Ein Mädchengebet weht über die Dächer, über die Felder zu den weißen Wolken, die still am weiten blauen Himmel ihren Weg wandern.

*

Das ist die kleine Geschichte, die ich erzählen wollte. Wie sie aus dem schönen, ein wenig traurigen Erinnern

doppelt reich, diese Niederungsbauern, wenn sie Tag für Tag, Jahr für Jahr, ganze Geschlechterreihen hindurch, der Weichsel die Ernten abringen?" —

„Sie sind es und — sie sind es auch nicht. Wenn der Preis für Getreide und Vieh gering ist, dann schaffen selbst doppelte Ernten keine Vermögen. Wenn hohe Steuern drücken, dann bleibt schon garnichts mehr übrig. Wenn in solcher Zeit aber noch eine Katastrophe die Weichseldörfer heimsucht, wie dieses doppelt gefährliche, weil schollentreibende Hochwasser, dann kehrt die Not in der Niederung ein, die sich langsamer auf die Socken macht als die Flut, die von den Karpathen kommt." —

„Aber wie darfst du dann sagen, daß das, was hier schwer erarbeitet und teuer erkauft wird, ein doppelter Wert und eine große Lebensfreude werden muß?"

„Weil die Weichselbauern trotz allem, ja gerade auch in ihrer Gefahrlage und Not, reich sind, unermeßlich reich, mein Junge. An äußeren Maßstäben gemessen nur zeitweise, so daß auch der tüchtige Sohn oft alles wieder drangeben muß oder doch nur den Bruchteil von dem gewinnt, was der Vater ersparte. Entscheidend aber im Leben ist und bleibt nicht der äußere, materielle Gewinn, sondern der innere Wert, der in dem Wort „eigene Scholle" und in dem auch uns Leuten ohne Land heilig gewordenen Begriff „Heimat" beschlossen liegt. Je härter der Kampf ist, mit dem wir uns diese inneren Werte ertrotzen müssen, je härter das Eis, je reißender der Strom der Zerstörung, — desto köstlicher, wärmer und stiller glänzt dieses Gold, das unseres Lebens bestes Kleinod ist. Und auch der Glaube bleibt dann der Niederung nicht fern und mit ihm das Ziel des Glaubens: der ewige Schöpfer und Erhalter, der die Ströme lenkt und den Wassern Einhalt gebietet." —

Der Knabe Fritz hat willig zugehört und schon längst nicht mehr an den Aufsatz gedacht. Er sieht nur rechts und links in die Weite: auf den vom Eis gebändigten Strom seiner Heimat, auf die ungebändigten Wellen, die nebenher ihr wildes Spiel treiben, auf Brücke und Ufer, Kämpe und Himmel . . .

Dann kommen die Kameraden, Buben und Mädel, rotgeglüht von der Wintersonne, und nehmen ihn mit in die Stadt.

Am anderen Tag steigt ein Klassenaufsatz. Thema: „Auf der Weichselbrücke bei Fordon." Der Neffe Fritz weiß Bescheid. Aber die anderen wissen es auch . . .

Avunculus.

Schiffbruch vor Texel

von Heinrich Schliemann.

Die bei seinem Verleger Brockhaus erschienene Selbstbiographie Heinrich Schliemanns ist seit Jahren vergriffen gewesen. Jetzt gibt der Verlag eine 2. Ausgabe heraus, weil, wie er uns schreibt, die ständig sich wiederholenden Anfragen das Bedürfnis des deutschen Lesers nach dieser Darstellung eines idealistischen und heroischen Lebens beweisen. Wer Schliemann eigentlich war, wissen jetzt schon viele, denn der merkwürdige Lebensgang dieses armen Pfarrersohns aus Ankershagen bei Neustrelitz ist bereits in die Schul- und Lesebücher eingegangen. Wie er nach kurzer Jugendzeit mit abgebrochener Schulbildung sich in Holland zum geschickten Kaufmann entwickelt und in Rußland in wenigen Jahren ein Vermögen erworben hat, um dann in einem Alter, wo andere sich zur Ruhe setzen, sich eine neue schwere Arbeit vorzunehmen, die Erfüllung seines Jugendtraums: die Stätten antiker Sage und Geschichte auszugraben, das von Homer geschilderte Troja und die gewaltigen Königsburgen von Mykenä und Tiryns. Seine Selbstbiographie, die noch von seiner Frau Sophie Schliemann herausgegeben worden ist, erzählt sowohl von dem wunderbaren Aufstieg des mit eisernem Fleiß Arbeitenden als auch von den Ausgrabungen selbst mit ihren dramatischen Zwischenfällen. Das Werk bezeugt an einem ganz eigenartigen Beispiel, wie Glaube und Wille Berge versetzen — hier sogar im tatsächlichen Sinn des Wortes — und der Geschichte und der Kunst eine völlig neue Welt erschließen. Wir entnehmen dem Werk einen Abschnitt.

Nirgends schien sich mir ein Ausweg aus der traurigen und niedrigen Stellung eröffnen zu wollen, bis ich plötzlich wie durch ein Wunder aus derselben befreit wurde. Durch Aufheben eines zu schweren Fasses zog ich mir eine Verletzung der Brust zu — ich warf Blut aus und war nicht mehr imstande, meine Arbeit zu verichten. In meiner Verzweiflung ging ich zu Fuß nach Hamburg, wo es mir auch gelang, eine Anstellung mit einem jährlichen Gehalt von 180 Mark zu erhalten. Da ich aber wegen meines Blutspeiens und der heftigen Brustschmerzen keine schwere Arbeit tun konnte, fanden mich meine Prinzipale bald nutzlos, und so verlor ich jede Stellung wieder, wenn ich sie kaum acht Tage innegehabt hatte. Ich sah wohl ein, daß ich einen derartigen Dienst nicht mehr versehen konnte, und von der Not gezwungen, mir durch irgend welche, wenn auch die niedrigste Arbeit mein tägliches Brot zu verdienen, versuchte ich es, eine Stelle an Bord eines Schiffes zu erhalten; auf die Empfehlung des gutherzigen Schiffsmaklers J. F. Wendt hin, der mit meiner verstorbenen Mutter aufgewachsen war, glückte es mir, als Kajütenjunge an Bord der kleinen Brigg „Dorothea" angenommen zu werden; das Schiff war nach La Guaira in Venezuela bestimmt.

Ich war immer schon arm gewesen, aber doch noch nie so gänzlich mittellos wie gerade zu jener Zeit: mußte ich doch meinen einzigen Rock verkaufen, um mir eine wollene Decke anschaffen zu können! Am 28. November 1841 verließen wir Hamburg mit gutem Wind; nach wenigen Stunden jedoch schlug derselbe um, und wir mußten drei volle Tage in der Elbe unweit Blankenese liegenbleiben. Erst am 1. Dezember trat wieder günstiger Wind ein: wir passierten Cuxhaven und kamen in die offene See, waren aber kaum auf der Höhe von Helgoland angelangt, als der Wind wieder nach Westen umsprang und bis zum 12. Dezember fortdauernd westlich blieb. Wir lavierten unaufhörlich, kamen aber wenig oder gar nicht vorwärts, bis wir in der Nacht vom 11. zum 12. Dezember bei einem furchtbaren Sturm auf der Höhe der Insel Texel an der Bank, die den Namen „de Eilandsche Grond" führt, Schiffbruch litten.

Nach zahllosen Gefahren und nachdem wir neun Stunden lang in einem sehr kleinen offenen Boot von der Wut des Windes und der Wellen umhergetrieben waren, wurde unsere ganze aus neun Personen bestehende Mannschaft doch schließlich gerettet. Mit größtem Dank gegen Gott werde ich stets des freudigen Augenblickes gedenken, da unser Boot von der Brandung auf eine Sandbank unweit der Küste von Texel geschleudert wurde, und nun alle Gefahr endlich vorüber war. Welche Küste es war, an die wir geworfen worden, wußte ich nicht — wohl aber, daß wir uns in einem „fremden Lande" befanden. Mir war, als flüsterte mir eine Stimme dort auf der Sandbank zu, daß jetzt die Flut in meinen irdischen Angelegenheiten eingetreten sei und daß ich ihren Strom benutzen müsse. Und noch derselbe Tag bestätigte mir diesen frohen Glauben; denn während der Kapitän und meine Gefährten ihren ganzen Besitz bei dem Schiffbruch eingebüßt hatten, wurde mein kleiner Koffer, der einige Hemden und Strümpfe sowie mein Taschenbuch und einige mir von Herrn Wendt verschaffte Empfehlungsbriefe nach La Guaira enthielt, unversehrt auf dem Meere schwimmend gefunden und herausgezogen. Von den Konsuln Sonderdorp und Ram wurden wir in Texel auf das freundlichste aufgenommen, aber als dieselben mir den Vorschlag machten, mich mit der übrigen Mannschaft nach Hamburg zurückzuschicken, lehnte ich es entschieden ab, wieder nach Deutschland zu gehen, wo ich so namenlos unglücklich gewesen war, und erklärte ihnen, daß ich es für meine Bestimmung hielte, in Holland zu bleiben, und daß ich die Absicht hätte, nach Amsterdam zu gehen, um mich als Soldat anwerben zu lassen; denn ich war ja vollständig mittellos und sah für den Augenblick wenigstens keine andere Möglichkeit vor mir, meinen Unterhalt zu erwerben. So bezahlten denn die Konsuln, auf mein dringendes Bitten, zwei Gulden für meine Überfahrt nach Amsterdam. Da der Wind jetzt ganz nach Süden herumgegangen war, mußte das kleine Schiff, auf welchem ich befördert wurde, einen Tag in der Stadt Enkhuizen verweilen, und so brauchten wir nicht weniger als drei Tage, um die holländische Hauptstadt zu erreichen.

Infolge meiner mangelhaften und ganz unzureichenden Kleidung hatte ich auf der Überfahrt sehr zu leiden, und auch in Amsterdam wollte das Glück mir zuerst nicht lächeln. Der Winter hatte begonnen, ich hatte keinen Rock und litt furchtbar unter der Kälte. Meine Absicht, als Soldat einzutreten, konnte nicht so schnell, wie ich gedacht hatte, ausgeführt werden, und die wenigen Gulden, die ich auf der Insel Texel und in Enkhuizen als Almosen gesammelt, waren bald mit den zwei Gulden, die ich von dem mecklenburgischen Konsul in Amsterdam, Herrn Quack, erhalten hatte, in dem Wirtshause der Frau Graalman in der Ramskoy von Amsterdam verzehrt, wo ich mein Quartier aufschlug. Als meine geringen Mittel ganz erschöpft waren, fingierte ich Krankheit und wurde demgemäß in das Hospital aufgenommen. Aus dieser schrecklichen Lage aber befreite mich wieder der schon obenerwähnte freundliche Schiffsmakler J. F. Wendt aus Hamburg, dem ich von Texel aus geschrieben hatte, um ihm Nachricht von unserm Schiffbruch zu geben und ihm zugleich mitzuteilen, daß ich nun mein Glück in Amsterdam zu versuchen gedächte. Ein glücklicher Zufall hatte es gewollt, daß mein Brief ihm gerade überbracht wurde, als er mit einer Anzahl seiner Freunde bei einem festlichen Mahle saß. Der Bericht über das neue Mißgeschick, das mich betroffen, hatte die allgemeine Teilnahme erregt, und eine sogleich von ihm veranstaltete Sammlung die Summe von 240 Gulden ergeben, die er mir nun durch Konsul Quack übersandte. Zugleich empfahl er mich auch dem trefflichen preußischen Generalkonsul, Herrn W. Hepner in Amsterdam, der mir bald in dem Kontor F. C. Quin eine Anstellung verschaffte.

---

an jenem Abend aufgestanden ist, sei ihr eine kleine Statt in den Herzen derer gegeben, die jenes Land nicht vergessen können, das so viel kostbares Blut getrunken hat und nun auch in den Herzen solcher wohnen möchte, die jung waren und jung sind, das große freudige und schmerzende Feuer zu fühlen, das ja seine Flammen in die Herzen aller zu werfen vermag.

Spiel in Flandern.

Ein frohes, ein ernstes Spiel, ein Spiel, das seine Macht, seine Lockung noch nicht verloren hat, wenn auch mehr als fünfzehn Jahre seitdem durchwandert sind. Von Maantje, die in dem jungen Magdtum der Liebe so stark war, von Bob, dem Feldwebel Bob, dem sich bunte und schwere Wege öffneten — — —

Vom jungen flämischen Weibe, dem das Leben nicht immer der behütende Garten war, und von dem Manne, der seinem harten Tag noch immer mal ein grünes Blatt, mal eine bunte Blüte und dann wieder einen ganzen Kranz abgewinnen kann, dem der Holunderstrauch Freund und dem eine junge Rotbuche auf dem Wege zur täglichen Arbeitspflicht kleine Geliebte ist — — —

Von jener, die in der Landschaft mit dem großen Himmel im Kreise jungen Volkes lebt und wirkt, und schließlich von ihm, der in der großen Stadt seiner Heimat einsam geblieben ist und dann und wann mit dem Freunde bei einem Glase Wein solche Stunden findet wie diese, in der die erste Begegnung mit der Liebe als eine kleine zarte und zaghafte Vogelmelodie über den niedrigen Baumstümpfen des flanderischen Landes schwebt.

— **Ende.** —

Schildbürgerstreiche

Noch heute sagen wir zu einer einfältigen Tat, sie sei ein Schildbürgerstreich. In allen diesen Geschichten spiegelt sich die Sorglosigkeit und Beschaulichkeit des mittelalterlichen Kleinbürgers wider.

Wie der Kaiser nach Schilda kam und gefeiert wurde.

Als einmal der Kaiser Reichsgeschäfte halber in die Gegend von Schilda kam, sprengten ihm die Schildbürger auf weißen, grauen, braunen, schwarzen, roten und gesprenkelten Steckenpferden entgegen und führten ihn in ihre Stadt. Und nachdem sie ihm ihre Misthaufen gezeigt hatten, luden sie ihn ein, einen Abendtrunk mit ihnen zu tun und ihr Gast zu sein. Der Kaiser, dem ihre guten Schwänke und Possen wohl gefielen, sagte zu, und so geleiteten sie ihn in das neugebaute Rathaus, wo frischgedeckte Tische aufgestellt waren. Als man Wasser genommen und sich zu Tisch gesetzt hatte, wurde eine frische, kalte, saure, weiße Buttermilch aufgetragen. Nun hatten sie den Kaiser hinter den Tisch gesetzt, und der Schultheiß saß neben ihm und leistete ihm Gesellschaft. Die übrigen Bauern aber standen um den Tisch herum. Sie hatten aber zweierlei Brot in die Milch gebrockt. An des Kaisers Platz hatten sie weiße Semmelwecken hineingeworfen, vor der Bauern Seite lag Schwarzbrot.

Während sie nun aßen, der Junker Kaiser das weiße, die Schildbürger das Haberbrot, da — o Unglück! —, erwischte von ungefähr ein Bengel einen Brocken von dem weißen Brot und schob ihn hinein. Der Schultheiß hatte es gesehen, und als jener wieder in die Schüssel fahren wollte, schlug er ihm auf die Hände und sagte: „Sollst du des Junkers Kaisers Brot essen?" Der Flegel erschrak, und weil er den Bissen noch ganz im Munde hatte, zog er ihn wieder sein heraus, legte ihn in die Schüssel und stieß ihn heimlich nach des Kaisers Seite hinüber. Da wischte der Kaiser, der dies wahrgenommen, seinen Löffel ab und schenkte den Bauern die noch übrige Milch mitsamt dem Weißbrot darin. Diese nahmen die Verehrung mit großem Dank an, aßen die Milch vollends aus und lobten des Junkers Kaisers Freigebigkeit.

Wie die Schildbürger Salz anschaffen wollten.

Nun hatten die Schildbürger nur noch wenig Salz in der Stadt. Und draußen im Lande war Krieg. Da konnten sie kein neues Salz bekommen. Was sollten sie da tun? Da stand einer auf und sagte: „Liebe Nachbarn, der Zucker wächst draußen auf dem Feld, das wißt ihr doch." Alle nickten mit dem Kopf. „Nun sieht aber das Salz ebenso aus wie der Zucker. Also muß das Salz auch wachsen. Kommt, wir wollen ein großes Feld mit Salz bestreuen. Ihr sollt mal sehen, dann können wir nachher Salzkörner ernten ebenso wie Weizenkörner. Und wir brauchen dann nicht mehr für teures Geld Salz aus einem anderen Land zu kaufen." Das gefiel allen.

Sogleich wurde ein großes Stück Land umgepflügt und mit Salz übersät. Und als es bald darauf regnete, da riefen alle voller Freude: „Paßt auf, daswird was! Wir werden viel Salz ernten!" Aber sie hatten Angst, daß die Vögel die Salzkörner aufpicken können. Deshalb stellten sie gleich einen Wächter dabei, der sollte sie vertreiben.

Nach ein paar Tagen wurde das ganze Feld grün. Brennessel und andere Unkräuter wuchsen in Massen aus der Erde. Da riefen die Schildbürger: „Seht, seht, das Salz geht auf! Diesmal wird es was Rechtes!" Nun gingen sie jeden Tag hinaus nach dem Acker und freuten sich über ihre Salzpflanzen, und einer meinte: „Man kann ordentlich hören, wie das Salz wächst."

Aber einse Tages kamen Kühe, Schafe und Ziegen angelaufen und grasten auf dem Acker. Da wußte der Wächter nicht, was er machen sollte. Er lief in die Stadt und tutete auf seinem Horn mit aller Macht. Da kamen alle Schildbürger und hörten von dem bösen Besuch. „Der Wächter muß die Tiere rasch wegjagen!" rief einer. „Nein, dann tritt er die Pflanzen entzwei", antwortete ein anderer. „Dann tragen wir den Wächter auf der Schulter", meinte ein dritter. Und so wurde es gemacht. Vier nahmen den Wächter auf die Schulter und trugen ihn über den Acker. So konnte der Wächter keine Salzpflanze zertreten.

Im Sommer schlich sich ein Schildbürger hinaus nach dem Salzacker und wollte ein wenig von dem jungen Salz naschen. Er faßte eine Brennessel und hielt sie sich an die Zunge. Da verbrannte er sich tüchtig, daß er am liebsten laut geschrien hätte. Aber er rief: „Ein Leckerbissen! Ein Leckerbissen!" Darauf lief er nach der Stadt zurück und läutete die Glocken. Als alle Schildbürger versammelt waren, sagte er: „Freut euch, ihr Schildbürger! Das Salz ist schon so scharf, es hat mich tüchtig auf der Zunge gebissen!" Da gingen sie alle nach dem Acker und kosteten das Salz und verbrannten sich alle Zunge, Mund und Hände. Das freute sie sehr, denn sie dachten schon daran, wieviel Wagen voll Salz sie ernten würden.

Als nun die Ernte kam, zogen sie mit vielen Wagen aus dem Tor. Sie wollten das Salz mit Sicheln abschneiden. Einige brachten auch gleich Dreschflegel mit, um das Salz auszudreschen. Aber bei der Arbeit verbrannten sie sich so sehr die Hände, daß sie aufhören mußten. „Wir müssen die Pflanzen mit Pfeilen abschießen", meinte einer. Aber sie hatten keine Flitzbogen, und so blieb das Salz auf dem Felde stehen, und sie hatten nun noch weniger Salz als vorher.

Die Affen

Der Bauer sprach zu seinem Jungen:
Heut in der Stadt, da wirst du gaffen.
Wir fahren hin und sehn die Affen,
Es ist gelungen
Und um sich schief zu lachen,
Was die für Streiche machen.
Und für Gesichter, wie rechte Bösewichter.
Sie krauen sich, sie zausen sich,
Sie hauen sich, sie lausen sich,
Beschnuppern dies, beschnuppern das,
Und keiner gönnt dem andern was,
Und essen tun sie mit der Hand,
Und alles tun sie mit Verstand,
Und jeder stiehlt als wie ein Rabe.
Paß auf! Das siehst du heute.
O Vater, rief der Knabe,
Sind Affen denn auch Leute?
Der Vater sprach: Nun ja,
Nicht ganz, doch so beinah.

Wilhelm Busch

Schmeling — Braddock in Berlin?

Aus Newyork wird gemeldet:

Der Weltmeister im Schwergewicht Jimmy Braddock hat ein von dem hier weilenden Schmeling gemachtes, sensationelles Angebot, den Weltmeisterschaftskampf auf dem Berliner Reichssportfeld im Juni dieses Jahres durchzuführen, im Prinzip angenommen. Er verlangt aber anstatt der von Schmeling angebotenen Garantiesumme von einer Viertelmillion Dollar **400 000 Dollar Garantie.** Diese Garantiesumme soll vor der Austragung des Kampfes in einer amerikanischen Bank hinterlegt werden. Ferner verlangt Braddock völlige Befreiung von Steuerzahlungen auf die Garantiesumme. Der Manager des Weltmeisters, Gould, verlangt darüber hinaus noch für den Kampf einen amerikanischen Ringrichter.

Schmeling hatte angeboten, die Garantiesumme von einer Viertelmillion Dollar bei einer neutralen Bank zu hinterlegen. Weiterhin sollten außer der von der Deutschlandhalle als Veranstalter des Kampfes garantierten Kampfbörse die Erträge aus dem Verkauf der Verfilmung und die Rundfunk-Übertragungsrechte an Braddock fallen. Über den Ringrichter sollten sich Braddock und Schmeling selbst einigen, während Braddock einen der Punktrichter ernennen sollte. Der Madison Square Garden, der die Verträge für den Meisterschaftskampf besitzt, sollte eine Entschädigung von 50 000 Dollar für den Ausfall dieses Kampfes erhalten.

Das Angebot Schmelings hat das größte Aufsehen in amerikanischen Boxsportkreisen erregt. Man vermutet, daß es jetzt doch noch zu ernsthaften Verhandlungen zwischen Braddock und Schmeling kommen wird.